

**Arthur F. Burns Fellowship**  
**Stipendiat: Tobias Peter, Kölner Stadt-Anzeiger**  
**Gastmedium: Philadelphia Inquirer**  
**30.7.2012 – 1.10.2012**

## Und dann klingelt nachts das Telefon

Leben und Arbeiten in einem gespaltenen Land, das man trotz all seiner Fehler am Ende einfach nur lieben kann

Da sitze ich nun also am einen Ende des großen langen Konferenztisches und soll mich vorstellen. Dabei muss ich möglichst die versammelte Runde der Ressortleiter beim Philadelphia Inquirer davon überzeugen, dass es sich lohnt, mich in den nächsten zwei Monaten mit Arbeit einzudecken. Gucken die mich etwa komisch an? Vielleicht so, wie wir in einer deutschen Konferenz einen Amerikaner anschauen würden, der behauptet, er bekäme den Job bei uns gut hin?

„Meine Schreibe hat einen großen Vorteil“, sage ich. Und füge nach einer kleinen Spannungspause hinzu: „Man kann meinen Akzent nicht hören, wenn man meine Texte liest.“ Bill Marimow, Chefredakteur und zweifacher Pulitzer-Preisträger lacht am lautesten. Er hat mich von diesem Moment an in sein Herz eingeschlossen.

Kurz vorher habe ich bei Harold Jackson im Büro gesessen, dem Chef des Editorial Boards, also jenes Teils der Redaktion, der beim Inquirer für die Meinungsseiten zuständig ist. Im Editorial Board werde ich den ersten Monat verbringen. Ich frage mich kurz, ob es an den gesellschaftlichen Verhältnisse in den USA oder doch nur an der Beschränktheit meines eigenen Denkens liegt, dass ich – Barack Obama hin oder her – irgendwie überrascht bin, dass mein erster Vorgesetzter ein Schwarzer ist. Vielleicht beides. Egal – es gibt jetzt spannende Dinge zu besprechen: nämlich, wie genau ich mitarbeiten soll und kann.

Harold ist 59, hat ein einladendes Lächeln und gibt, leicht beleibt, den Prototyp des lebensfrohen Amerikaners ab. „Ich schlage Autoren nur sehr ungern Themen vor“, sagt er. Aber er sei sehr offen für meine Ideen. Klingt fair. Aber auch nach einer echten Herausforderung.

Es ist nie mein Lebenstraum gewesen, unbedingt nach Philadelphia zu kommen. Und wenn wir uns nicht gerade im Wahljahr befunden hätten, dann hätte ich mich wahrscheinlich eher für eine Zeitung in der Mitte des Landes oder an der Westküste entschieden – zumal ich während meines Studiums bereits ein Semester in Washington, DC, verbracht habe. Den Ausschlag dafür, dass ich zum Inquirer wollte, gab nicht zuletzt, dass alle Berichte von Burns Fellows darauf hinwiesen, wie sehr die Redaktion an einer Mitarbeit der Stipendiaten interessiert ist.

Ich erwartete also nur Gutes, und es sollte noch viel besser kommen. Insgesamt 23 Artikel habe ich für den Inquirer in zwei Monaten geschrieben: zahlreiche Editorials und längere Kommentarstücke, so genannte op-ed articles – und in der zweiten Hälfte der Zeit dann auch einige Nachrichtengeschichten und Features. Ich habe mit dem Naheliegenden angefangen, also mit einer Analyse darüber, warum die Europäer Barack Obama einem möglichen Präsidenten Mitt Romney vorziehen, und mit einem Leitartikel zur Euro-Krise. Bald habe ich aber auch sehr amerikanische Themen wie die Todesstrafe oder auch lokale Streitfragen (z.B. über den Umgang von Schulen mit Fällen von Alkoholmissbrauch) kommentiert. Ich genoss es aber auch Texte zu schreiben, die mir von meiner Redaktion in Deutschland nicht unbedingt übertragen würden: darunter ein großes Porträt über Angela Merkel.

Sprachlich war es überhaupt kein Problem mitzumischen. Nachdem Harold meinen ersten Leitartikel redigiert hat, kam er zu mir und sagte: „Ich habe ihn einfach ein bisschen nachamerikanisiert.“ In den kommenden Tagen achtete ich darauf, was er und andere Bearbeiter an meinen Texten veränderten, verwandte in der Folge ein paar Gerundien mehr – und es wurde immer weniger verändert. Vor allem aber hatte ich nach etwa zwei Wochen mein Schreibtempo an jenes angepasst, dass ich für deutsche Texte brauche. Generell scheint mir die englische Sprache mit ihrer Schnörkellosigkeit sehr geeignet für Kommentare. In ihr lässt sich auf demselben Platz oft mehr Information unterbringen als im Deutschen.

In der Redaktion kamen meiner Einschätzung nach die Texte am besten an, die eine eindeutige kulturelle Differenz zwischen den USA und Europa ausmachten und diese auch klar benannten. So hat Chefredakteur Bill Marimow sich am meisten über einen Text amüsiert, in dem ich mich unverblümt darüber lustig gemacht habe, dass auf den großen Nominierungsparteitagen von Republikanern und Demokraten stets die Ehefrauen der Kandidaten für ihre Männer werben müssen.

„Let's come back to our senses. No employer would accept a job applicant's husband or wife as a reference“, schrieb ich in dem Kommentar unter der Überschrift „Insignificant others“. Und am Ende dann noch einen innovativen Vorschlag anzubringen: „If we continue down this road, we might as well start hearing from the candidates' children: 'Since becoming president, my dad has doubled my allowance. I am definitely better off than I was four years ago, when I was 8.’“

Die größte Leserresonanz erhielt wohl jenes Stück auf der Meinungsseite, in dem ich erklärt habe, wie das deutsche Gesundheitssystem funktioniert – und warum es unterm Strich viel günstiger ist als das in den USA. Ich selbst habe etwa zwei Dutzend Emails von Lesern bekommen, dazu gab es weitere Zuschriften an die Redaktion. Unter ihnen waren viele zustimmende und ermunternde Worte von Menschen, die mich baten, doch noch mehr darüber zu schreiben, wie wir in Deutschland unsere Sozialsysteme organisieren. Gleichzeitig bekam ich, sonst wäre es ja nicht interessant gewesen, auch Ablehnung zu spüren.

So schrieb mir ein Leser, Gesundheitsversorgung für alle sei ja schön und gut. Aber auch die sei es wirklich nicht wert, seine Freiheit dafür aufzugeben. Als ich ihm antwortete, eine gute Gesundheitsversorgung vergrößere die Freiheit anstatt sie zu verringern, entgegnete er, irgendwo zwischen entnervt und freundschaftlich: „Tobias – Europäer wie Du werden die Freiheit, die dieses Land so groß gemacht hat, nie verstehen. So sei es. Ich freue mich auf Deine nächsten Texte.“

Auch privat entwickelte sich der Aufenthalt sehr gut. Ich wohnte in South Philly, allerdings nicht zu weit vom Zentrum entfernt, so dass ich problemlos mit dem Fahrrad zur Arbeit kommen konnte, das der Burns Alumnus Harold Brubaker aus der Wirtschaftsredaktion mir besorgt hatte. Er hatte mir auch den Kontakt zu einer ehemaligen Kollegin vermittelt, die mir ein Zimmer zu einem fairen Preis vermietete. In den ersten Tagen behandelten die Kollegen im Editorial Board freundlich, aber noch reserviert. Doch bald wurde der Kontakt intensiver. Es ist wie fast überall, wenn man als Außenstehender in feste Strukturen hineinkommt: Es braucht ein paar Tage, um sich persönlich näher zu kommen. Aber wer ein wenig Geduld mitbringt, braucht sich keine Sorgen zu machen.

Der einzige Republikaner in dem ansonsten sehr liberalen Editorial Board, Kevin Ferris, verdrehte zwar gelegentlich schon mal die Augen, wenn ich mich in unseren Redaktionstreffen zu Wort meldete. Er fand aber immer mehr Spaß am Austausch mit mir. Kevin wird für immer mein Lieblingsrepublikaner bleiben – zumal er mir in Diskussionen

schon manchmal leidtat, so einsam war er mit seinen Meinungen. Als Bearbeiter meiner Texte habe ich Kevin zudem als höchst umsichtig und fair erlebt. Angefreundet habe ich mich darüber hinaus insbesondere mit dem Op-Ed-Editor, Josh Gohlke, der nicht nur tagsüber gern meine Artikel redigierte, sondern auch abends gern dann und wann mit mir durch die Stadt zog. Tags kommentieren, abends weiter diskutieren und Bier trinken – es war schon alles sehr nah an meinem Lebenstraum vom Journalismus.

Kurz und gut: Ich hätte vermutlich ewig so weitermachen können und dabei einen Riesenspaß gehabt, aber dann kam im September auch schon der Wechsel in den Newsroom und zur Politik-Redaktion. Einerseits habe ich das Editorial Board nur höchst ungern verlassen. Andererseits konnte ich weiter für die Meinungsseite schreiben, nun aber auch noch einige Nachrichtengeschichten und Features übernehmen. Das war auch deshalb wichtig, weil ich es nicht richtig gefunden hätte, meine gesamte Arbeitszeit in erster Linie in Denkerpose vor dem Computer zu verbringen. Rauszugehen und zu recherchieren ist ja eine tolle Möglichkeit, das Land auf eine neue Art und Weise kennen zu lernen.

In besonderer Erinnerung wird mir da die Geschichte über eine Tea-Party-Gruppe bleiben, die im Umland von Philadelphia ein neues Hauptquartier eröffnete. Dan Biddle, Politik-Chef und damit mein neuer Redakteur, wollte unbedingt, dass ich die Gruppe besuche, ohne mich vorher anzumelden – damit nicht nur irgendein vorbereiteter, glatt geschliffener PR-Mensch mit mir spricht. Das Problem war nur: Als ich dann vorbeischaute, wollten die freundlichen Ultrakonservativen nicht mit mir reden. Ein Reporter von diesem linksliberalen Inquirer und noch dazu so ein „sozialistischer Europäer“ – das war ihnen dann doch suspekt.

Am Ende konnte ich ihnen dann doch ein paar Zitate entlocken, was garniert mit einigen Zahlen zum bisherigen finanziellen Engagement der Gruppe in Wahlkämpfen eine runde Geschichte ergab. Nur dass die Sache damit noch lange nicht vorbei war. Denn im Inquirer wird unter der Geschichte stets die Handynummer des Reporters veröffentlicht – da ich über keine Diensthandy verfügte, in diesem Fall also meine amerikanische Privatnummer. Nicht alle Leser verstehen, dass es sich tatsächlich einfach nur um die Nummer des Reporters handelt. So riefen mich, den Europäer und Obama-Fan, mehrere ultrakonservative Republikaner an und fragten, wohin sie mir ihr Geld überweisen sollten – für den Kampf gegen den Präsidenten. Leider fehlte mir eine amerikanische Bankverbindung.

Und dann, ja dann klingelt mein Telefon um vier Uhr nachts. „Ist da Tobias Peter?“ fragt mich eine weiche, aber entschiedene Frauenstimme. Als ich die Frage bejahe, fährt die Anruferin fort: „Diese Tea-Party-Leute, über die Sie da geschrieben haben – das sollten sie bleiben lassen. Das sind wirklich schlechte Menschen.“ Dass ich noch schläfrig und leicht schwindlig bin, hilft mir dabei, vergleichsweise ruhig zu bleiben. „Ich bin ein Reporter – es ist mein Job mit diesen Menschen zu reden“, antworte ich. „Warum um alles auf der Welt rufen Sie mich um vier Uhr nachts an?“

Die Frau entgegnet: „Sie müssen wissen, dass es sich um wirklich schlechte Menschen handelt.“ Und das hätte sie mir nicht ein paar Stunden später am Morgen sagen können? „Wieso, habe ich Sie etwa geweckt?“, fragt sie zurück – und lacht in sich hinein. Eine Lehrstunde amerikanischer Verrücktheit und amerikanischen Humors. Und glänzender Stoff für eine Kolumne, die ich noch schreiben würde. Auch wenn ich am kommenden Arbeitstag irgendwie müde sein sollte. Das Leben schreibt eben tatsächlich die besten Geschichten.

Bevor ich in diesem Sommer in den Vereinigten Staaten gearbeitet habe, hätte ich mir nicht vorstellen können, dass die Polarisierung im Land wirklich noch viel schlimmer geworden ist als vor acht Jahren – als ich für ein Semester in Washington, DC, studiert habe. Damals kämpfte gerade George W. Bush um seine Wiederwahl. In unseren nächtlichen politischen Diskussionen im Studentenwohnheim ging es kräftig zur Sache zwischen denen, die den

Republikaner noch immer unterstützen, und jenen amerikanischen und internationalen Studenten, die auf einen Wahlsieg der Demokraten hofften. Und doch gab es eine viel größere Bereitschaft auf beiden Seiten zuzugeben, dass nicht jeder mit allem Recht haben kann. Es gab den Respekt für die Position des anderen, der heute oft fehlt.

Über diese Entwicklung habe ich im Kölner Stadt-Anzeiger eine ganzseitige Reportage geschrieben, in der ich von meinen Erfahrungen als Arthur F. Burns Fellow in den USA berichte. Dank der Vermittlung eines Kollegen aus Köln, der über ein Journalisten-Austausch-Programm der Robert-Bosch-Stiftung gute Kontakte zum San Francisco Chronicle hat, konnte eine kürzere, übersetzte Version dieser Geschichte auch dort erscheinen – so dass ich am Ende sogar in zwei wichtigen amerikanischen Zeitungen veröffentlichen konnte. Da ich beim Inquirer so gut eingespannt war, habe ich viele meiner Texte für den Kölner Stadt-Anzeiger erst nach der Stipendienzeit in Deutschland geschrieben: darunter eine Serie zu kulturellen Unterschieden von Amerikanern und Deutschen, die in den Tagen vor der Wahl täglich im Politik-Teil erscheint.

Spannend, stressig, unterhaltsam und einfach nur super blieb es in Philadelphia bis zum Ende. Wie es immer so ist, vervielfachen sich in der letzten Woche noch einmal die Einladungen, gemeinsam essen zu gehen oder auch am Abend zum Dinner zu Besuch zu kommen. Gleichzeitig galt es die begonnenen Projekte für den Inquirer abzuschließen. Zuletzt schneite dann noch die unvermeidliche Nazi-Geschichte hinein: Es gab eine Meldung, dass deutsche Strafverfolgungsbehörden prüften, einen Auslieferungsantrag für einen ehemaligen Ausschwitz-Wächter zu stellen, der im Norden Philadelphias lebte. Mit der Recherche – inklusive zahlreicher Telefonate nach Deutschland, dem vergeblichen Klopfen an die Haustür des KZ-Wächters und dem Gespräch mit seinen Nachbarn – schaffte ich es zum Schluss noch auf die Aufmacher-Position auf Seite 1 der Zeitung.

In meiner letzten Kolumne für den Inquirer bin ich der Frage nachgegangen, warum ich Amerika – trotz all seiner Fehler – so liebe. Ich glaube, es ist – abgesehen von der Freundlichkeit der Menschen und dem rauen amerikanischen Humor – vor allem die Vielfalt im Land. Und dafür gibt es ein sehr lebensnahes Beispiel.

“It's not easy for me as a German to confess this, and it might hurt me if people read this at home, but I like American beer”, schrieb ich. “In Germany we obsess over brewing our traditional beers as perfectly as possible. That's a good, sometimes superb, effort. But in the United States, with your many microbreweries, you are translating the variety of mankind into beers. There are great ones out there. I even found a stout that tasted like espresso with milk - though, frankly, I don't recommend it.”

Es ist schwierig, genau in dem Moment wieder zu gehen, wenn man die Kollegen und die Stadt gerade so richtig gut kennen und zu schätzen gelernt hat. Überhaupt: Einen Monat vor der Wahl abreisen zu müssen, ist für einen politischen Journalisten ein Schmerz, der sich kaum beschreiben lässt. Aber mein Redakteursjob in Köln ließ keine Verlängerung zu. So saß ich am 1. Oktober im Zug in Richtung Baltimore Washington International – im Gepäck ein Empfehlungsschreiben von Harold Jackson, Chef des Editorial Boards („I would endorse his application for any job that requires a person of substance.“). Und noch immer bewegt von der warmherzigen Abschiedsrede, die Chefredakteur Bill Marimow für mich hielt und die im Applaus der Redakteure mündete.

Wie ich aus dem Zugfenster schaute, wusste ich: Ich hatte so viel erlebt, was ich nie mehr vergessen würde. Aber es war tatsächlich vorbei.

Eigentlich kann ich es immer noch nicht fassen.